

**Zeitschrift:** Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur  
**Herausgeber:** Gesellschaft Schweizer Monatshefte  
**Band:** 22 (1942-1943)  
**Heft:** 7

**Artikel:** Demokratie und Persönlichkeit  
**Autor:** Barth, Heinrich  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-158971>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 13.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

Wiederaufbau auf liberaler Grundlage einsetzen, schließlich auch die Forderungen begreifen und bejahen werden, die sich daraus für die *i n n e r e* Wirtschafts- und Gesellschaftsreform ergeben? Daß sie verstehen werden, daß die internationale Ordnung eine ihr genau entsprechende nationale Ordnung voraussetzt und damit zu einem Problem wird, das in die Fundamentalfolge der Wirtschafts- und Gesellschaftskrisis unserer Zeit einmündet? Vielleicht hoffen wir dann nicht zu viel, wenn es uns gelingt, die Menschen davon zu überzeugen, daß es auf die Fragen, die die Kollektivisten an uns stellen, noch immer und heute erst recht eine liberale Antwort gibt, aber eine andere als die des historischen Liberalismus.

## Demokratie und Persönlichkeit.

Von Heinrich Barth.

„Demokratie“ und „Persönlichkeit“ — das sind ohne Zweifel zwei Worte, die einen guten Klang haben. Wenigstens für einen guten Schweizer! Denn sie bezeichnen allgemein-menschliche Werte, die von der besten und edelsten Humanität zu allen Zeiten anerkannt und hochgehalten worden sind. In dem einen Worte ist beschlossen die Anerkennung des Menschen, seiner Würde und seiner Freiheit; und die klassische deutsche Bildung bejaht in der „Persönlichkeit“ die harmonische Vollendung menschlichen Daseins. In dem andern Worte ist ausgesprochen diejenige Verfassung des Staates, die einer wirklichen Humanität entspricht, als die seiner Freiheit und Würde in der Staatsordnung Rechnung trägt. Beides ist Sache unserer freudigen Zustimmung. Das Eine wie das Andere ist ein Idealbegriff, in dem uns eine Wegweisung enthalten ist, und den wir darum hochhalten. Wir wissen es Alle: In „Demokratie“ und „Persönlichkeit“ ist viel Gutes und Wertvolles vertreten, das unseres Einsatzes würdig ist. Denn mit Beiden stehen kostbare Lebensgüter auf dem Spiele. Wozu bedarf es im Hinblick auf diese Begriffe, die in aller Munde sind, immer neuer Worte? Warum sollen über diese viel besprochenen Dinge immer wieder neue Verhandlungen geführt werden? Wozu dienen die langwierigen und komplizierten Untersuchungen, wenn wir es doch hier wie dort offenbar mit einer guten Sache zu tun haben?

Beides ist wirklich wertvoll, Demokratie und Persönlichkeit. Und keines von Beidem ist preiszugeben. Allein wieso Beides wertvoll ist, und in welchem Sinne es vertreten werden soll — dies liegt nicht eben auf der Hand! Denn es ist keine so einfache Sache. Und es ist gut so! Denn nichts wirklich Wertvolles liegt auf der Hand. Noch ist es leicht und billig zu haben. Dies trifft besonders zu auf Worte und Begriffe, die einen so

guten Klang haben, wie „Demokratie“ und „Persönlichkeit“. Wo sie wohlfeil werden, wo sie jedermann wie das Alltäglichsim im Munde führt, werden sie unversehens zu Schlagworten, hinter denen keine volle Realität mehr liegt. Und damit bleibt auch verborgen das Fragezeichen, von dem gerade die besten Begriffe ständig begleitet sind. Ist es doch ihre merkwürdige Eigenschaft, daß sie zumeist eine sehr dunkle Rehrseite haben. Eben die Idealbegriffe sehen wir zu Parolen der Verblendung, zu Lösungsworten von Erzessen aller Art werden. Und wiederum zu Lösungsworten einer Minderwertigkeit, die sie zu ihrem Deckmantel nimmt! Von diesem Mißbrauch der Begriffe wird uns aber nicht die Philosophie, sondern die Geschichte am besten zu erzählen wissen. Sie kann uns zeigen, daß alle Idealbegriffe ein zwiefaches Licht ausstrahlen: ein Licht, das erleuchtet und das verblendet; durch das sie den Weg weisen, und durch das sie verführen. Eben solche Begriffe können ja zu Mächten dämonischer Verführung werden! Und nicht zuletzt die Begriffe „Demokratie“ und „Persönlichkeit“!

Was lehrt uns denn die Geschichte? Wir wollen an dieser Stelle weniger die staatsphilosophische Tragweite unserer beiden Zeitbegriffe ins Auge fassen, als ihre allgemein menschliche Bedeutung. Dies soll geschehen, indem wir einige Streiflichter werfen auf die Persönlichkeit, in ihrem Verhältnis zur Demokratie, in der neuesten Geschichte, etwa seit der französischen Revolution. In welchem Lichte stellt sich Beides in seiner Wechselbeziehung dar?

Versehen wir uns zurück um etwas mehr als hundert Jahre, in die Zeit der Anfänge der technisch-industriellen Entwicklung und des modernen demokratischen Staates! Wir vergegenwärtigen uns die Restaurationszeit, in der eine vergangene und eine kommende Welt merkwürdig ineinander lebten, in einem unausgeglicheneu, bemühenben Zusammensein alter und neuer Gesinnungen und Formen der Menschlichkeit! Diese Zeitalage wollen wir sehen etwa mit den Augen eines Stendhal, des großen Darstellers der gesellschaftlichen und politischen Geistesverfassung seiner Zeit. Auf der einen Seite begegnen uns die Vertreter der monarchisch-feudalen Vergangenheit, die, ihrer Sache unsicher geworden, gerade durch ihre selbstgefällige Prätention als geschichtlich überfällig gewordene Gestalten in die Erscheinung treten. Auf der andern Seite steht die schreckliche, und noch immer drohende Erinnerung an das Jakobinertum und die Revolutionsjahre. Und in der Mitte erblicken wir das Bürgertum der Marc Louis Philipp, jenes „juste milieu“, das vor Allem auf Bereicherung und Wohlstand bedacht ist. Und endlich taucht die moderne Demokratie am Horizonte auf, vertreten in den „Vereinigten Staaten von Amerika“, dem Musterbild dieser Staatsverfassung. Mit welchen Augen sieht ein Schriftsteller wie Stendhal diesen Staat bürgerlichen Gedeihens, der von aller revolutionären Extravaganz so sehr weit entfernt ist? Erscheint sich für die Möglichkeit, Amerikaner zu werden, zu besegnen! Sollte

er sich freuen an der demokratischen Gleichberechtigung zum Geldverdienen? An der banalen, demokratisch ausgeglichenen Moral einer bourgeoisen Mentalität, mit ihrer wohl abgezirkelten, von allen Unebenheiten befreiten, kleinlich=krämerhaften Lebensordnung? Sollte er eintreten in die bürgerliche Gleichheit einer Gemeinschaft, die im guten Geschäfte ihre höchste Tugend bewährt? Sollte er sich mit jener tugendhaften, merkantilistisch gesinnten Bürgerschaft auf gleichen Fuß stellen? Und von ihr als ein Gleicher behandelt werden? Nein! Etwas Anderes wird hier hochgehalten! Gegenüber patriarchalischer Devotion, Bourgeoisie, Jakobinertum oder Demokratie ein bezauberndes Persönlichkeitsideal: Der napoleonische Mensch! Was bedeutet dies in jener Zeit? Es ist schwer zu beschreiben. Wir können nur feststellen, wovon sich dieses Wunschbild des Menschen abhebt. Der napoleonische Mensch ist schlechthin unbefangen gegenüber allen Ideologien alter und neuer Prägung, allen konventionellen Vorurteilen und Verhaltensweisen der verschiedenen Gesellschaftsschichten. Und das Bürgertum findet dabei ein ebenso unbarmherziges Urteil wie die Geistlichkeit und der Adel. Ihnen Allen steht gegenüber der zu Napoleon aufblickende Mensch: Die unmittelbare, selbständige, helllichtige, entschlossene und im Grunde ihres Wesens „heroische“ Persönlichkeit! Das eigenmächtige Individuum, das sich zur Gesellschaft in Gegensatz stellt — auch zu derjenigen, in der sich die moderne Demokratie vorbereitet! Damit ist ein Thema angegeben, das im 19. Jahrhundert nicht mehr zur Ruhe kommen wird. Zwei Gegenpole werden wirksam, zwei geistige Haltungen, die sich wechselseitig zum Widerspruche herausfordern. Zwischen ihnen ist ein scheinbar unlösbares Problem aufgeworfen. Unser Thema lautet nach allem Anschein: Demokratie oder Persönlichkeit“.

Die Demokratie ist in diesem Zeitraume in mehrfachen, sich wandelnden Gestalten vertreten. Sie tritt in dem wilden Radikalismus der acht- und vierziger Revolutionäre in die Erscheinung, in einer geschichtlich wenig reifen, aber doch von Idealismus getragenen Mentalität. Sie begegnet uns in dem gesetzten freisinnigen Bürgertum der spätern Jahrzehnte, bei dem die wirtschaftlichen Interessen mehr und mehr das Feld beherrschen. Wobei sich diese Staatsform in Frankreich, in England, in den U. S. A., in der Schweiz und anderswo in verschiedenen Formen und Wesensarten ausprägt! Mit der fortschreitenden Entwicklung und dem Ansteigen der Bevölkerungszahlen bietet die Demokratie — wenigstens für den wenig freundlichen Betrachter! — das Bild einer unübersehbaren Masse von Menschen, die sich mit einem fragwürdigen Anspruch auf Gleichheit der Rechte an der Bildung des Staatswillens beteiligen wollen. Und so entsteht in allen aristokratisch denkenden Geistern jenes Schreckbild demokratischer Nivellierung und trostloser Massenherrschaft.

Gegen den demokratischen Kollektivismus erwacht in Friedrich Nietzsche ein neuer, leidenschaftlicher Widerspruch. Er geschieht nach allem Anschein zu Gunsten der menschlichen Persönlichkeit: Dieser Widerspruch wird her-

vorgerufen von der erschütternden Möglichkeit der Ausartung in einen grauen, eintönigen Durchschnitt von Alltagsmenschentum, das mit seinem vulgären Erwerbsstribe das Leben zu einer Wüste macht. Von der geschäftigen Mediokrität des modernen Massenmenschen hebt sich ab ein besseres, schöneres Bild: dasjenige eines unsagbaren, in seinen Möglichkeiten grenzenlos gesteigerten Menschentums. Ein Bild, das genährt ist von den Vorstellungen der Zeit Jakob Burckhardts vom Menschen der Renaissance, als dem schrankenlosen, absolut emanzipierten Individuum. Ein undeutliches, phantastisches, aber faszinierendes Bild des Menschen, das die Kraft besitzt, im Selbstverständnis der neuesten Zeit große Unruhe zu schaffen, ihr ihre Sicherheit zu nehmen, ohne ihr doch mehr als ein blendendes Wunschbild anbieten zu können. Ein Bild, das eben in seiner ekstatischen Bedenklichkeit blendet, und das darum geeignet ist, ein demokratisches Gemeinschaftsbewußtsein seines Haltes und seiner Würde zu berauben, um dabei den Menschen in uferlose, unerreichbare Fernen hinauszustoßen!

Die Demokratie sah sich somit von zwei Seiten bedroht: Von ihrem Aufgehen in ein nivellierendes Massenmenschentum, und von neuen, extravaganteren Ansprüchen der „Persönlichkeit“. Wie hätte sie sich dieser Bedrohung erwehren können? Nur durch ein lebendiges Bewußtsein davon, daß gerade sie berufen ist, die echten, bleibenden Ansprüche der „Persönlichkeit“ zu wahren! Nur durch eine tief humane und mehr als humane Begründung ihrer Lebens- und Staatsordnung! Nur ein festeres Bewußtsein ihrer inneren Grundlage hätte sie gegenüber den Anstürmen, die kommen sollten, standhafter gemacht! — Die Geschichte ist einen andern Weg gegangen. Die Ideale eines echten Liberalismus, der dem Menschen sein Recht geben wollte, verblaßten im modernen politischen Leben — Ideale, deren Erfüllung die Demokratie ursprünglich gewährleisten wollte! „Frei-Sinn“ wurde zu einer leeren Parteibezeichnung. Die Politik wurde mehr und mehr von wirtschaftlichen Interessen beherrscht. Und die demokratische Gleichheit trat zur sozialen Ungleichheit in immer krasserem Widerspruch. Die Demokratie wurde weithin ein bloßes Mittel, um mit Aufbietung von Wählermassen allerlei Interessen durchzusetzen. Sie wurde zu einem Apparate, der mechanisch funktionierte, zu einer Rechenmaschine, bei der die Persönlichkeit des Politikers eine immer geringere Rolle spielte. Die demokratische Gleichheit schien sich so auszuwirken, daß sich die Einzelnen als Nummern in einer ungeheuren Masse vorkommen mußten. Daraus erwuchsen der Demokratie schwere Vorwürfe. Ihr wurde vorgehalten ihre „Gleichmacherei“, durch die sie Wert- und Rangunterschiede auf ein Durchschnittsniveau einebene, indem sie die Stimmen nicht wäge, sondern zähle. Die Gemeinschaft werde in ihr vorausgesetzt als ein bloßes Konglomerat von Einzelnen, vergleichbar einem Haufen von aufgeschütteten Sandkörnern. Dem gegenüber wurde geltend gemacht, daß Gemeinschaft nicht durch bloße Summierung von numerischen Einheiten entstehe; sie sei nicht das Aggregat von „abstrakten Individuen“, wie sie

der Rationalismus voraussetze. Und der Staat dürfe nicht den in der Demokratie dominierenden Parteiinteressen preisgegeben werden. — Alles in Allem eine Kritik, an der sehr viel Wahres ist — wenn einmal die Demokratie in einer geistlosen, mechanischen und selbstsüchtigen Weise betätigt wird!

Die verhängnisvolle Folgerichtigkeit dieser der Demokratie zuwiderlaufenden Entwicklung ist am besten am Schicksal der Sozialdemokratie aufzuzeigen. Obwohl wir diese Partei nicht einseitig belasten möchten, dürfen wir doch an Folgendes erinnern: Wir haben es hier mit einer demokratischen Partei zu tun, die sich bewußt auf eine materialistische Grundlage stellte, und die die Politik unter der Voraussetzung betrieb, daß sich die Geschichte ausschließlich um Klasseninteressen drehe. Die Demokratie wurde bewußt als ein bloßes Mittel im Klassenkampf betrachtet, als der geeignete Weg zur Erringung der Macht für das Proletariat und zum Sturze der kapitalistischen Wirtschaftsordnung. Die tiefere Voraussetzung der Demokratie, ihre humane Begründung — die eine unbedingte Anerkennung der menschlichen Persönlichkeit in sich schließt — wurde von der sozialdemokratischen Partei-Ideologie mehr oder weniger ausdrücklich verleugnet. Dies ging so lange, bis die Erkenntnis aufdämmerte, daß man mit dem Klassenkampf ohne Demokratie noch besser zum Ziele gelangt. Auf dem Wege des Bolschewismus wurde dies möglich, mit Hilfe der „Diktatur des Proletariats“. Hier bedeutet die Gesellschaft wirklich nicht viel mehr als ein Aggregat von Nummern, von Atomen, die man für die Zwecke der Gesamtheit nach Belieben austauschen kann. Für die Realisierung des Arbeitsprozesses im kommunistischen Staate braucht es in der Tat keine Demokratie. Dieses Ziel ist durch eine straffe zentralistische Organisation mit autokratischer Spitze viel besser zu verwirklichen! Die Sozialdemokratie der meisten Länder hatte dies offenbar übersehen. Es hat keinen Sinn, alle Politik sich in der Durchsetzung der materiellen Interessen einer bestimmten Bevölkerungsschicht erschöpfen zu lassen und dabei die Demokratie hochzuhalten. Wozu sollte sie denn dienen? Darin lag — etwa in Deutschland — die Schwäche der Sozialdemokratie gegenüber dem Kommunismus, daß sie diese — materialistisch eben nicht zu begründende — bürgerliche Rückständigkeit der demokratischen Einstellung nicht los wurde. — Die Sozialdemokratie wurde überdies überwunden durch jene andere, äußerst zugkräftige Kollektivgesinnung, die Nation und Rasse zu ihrem Wahrzeichen machte und außerdem die Verwirklichung des sozialistischen Postulates versprach. Auch hier tat sich also ein Weg zur erstrebten wirtschaftlichen Umwälzung auf, bei dem die Demokratie ausgeschaltet blieb, als sie im diametralen Gegensatz zu dem hier proklamierten Gemeingeiste steht. Auch hier stellte sich die verführerische Frage: Warum an der Demokratie festhalten, wenn der Staat die Interessen aller an der Wirtschaft Beteiligten, auch der Arbeiter, mit so glänzender Organisation an die Hand zu nehmen weiß? Warum denn nicht Sozialis-

mus auch ohne Demokratie, auf der Basis der völkischen Kollektivität? Die Sozialdemokratie hätte Sinn und Wert der Demokratie schon sehr tief erfassen müssen, wenn die von ihr geführte Arbeiterschaft dieser Locken- und Versuchung nicht weithin hätte erliegen sollen. Dieser Gefahr gewachsen zu sein, hätte es eines gewaltigen geistigen Gegengewichts bedurft. Die Entwertung der Persönlichkeit in einer materialistisch orientierten Demokratie sollte ihre bitteren Früchte zeitigen. Nicht nur erwies sich die Demokratie als für die Befriedigung rein materieller Interessen entbehrlich. Jene Entwertung rächte sich dadurch, daß eben in dieser humanitätsfeindlichen Sphäre das Individuum in neuem, blendendem Glanze auf den Schauplatz trat. Als Persönlichkeit trat es wiederum in die Erscheinung, aber nicht als diejenige, auf deren Anerkennung die Demokratie beruht, vielmehr in der Gestalt der Diktatoren, in der der Einzelne sich wiederum gewaltig über die Kollektivität erheben durfte. Eine Versöhnung von Kollektivismus und Individualismus von eigentümlicher Art fand hier statt. In der Kollektivität ist der Einzelne so gut wie ausgelöscht, indem der totale Staat über ihn hinwegschreitet, während der e i n e Einzelne in eine sehr erhebliche Höhe gehoben wird.

Bei dem Gesagten hatten wir zumeist Entwicklungen und Verhältnisse in den europäischen Großstaaten im Auge. Allein die schweizerische Demokratie, die ja im Ganzen als eine gesunde Staatsverfassung bezeichnet werden darf, ist gegen Fehlentwicklungen nicht gefeit, besonders wenn sie durch die Geschehnisse im Ausland gefördert werden. Die Demokratie auch unseres Landes ist in Gefahr; von außen, aber auch von innen, sofern ihr immer etwas vom Leerlauf anhaftet. Mit dem Stimmen und Wählen ist es nicht getan. Die Betätigung der demokratischen Rechte ist an bestimmte Voraussetzungen gebunden, wenn sie sinnvoll sein soll. Sie muß in einem bestimmten Geiste geschehen, wenn sie nicht unversehens in Unsinn umschlagen soll. Es kommt sehr darauf an, aus welchen Motiven heraus jene Rechte ausgeübt werden, an welche Antriebe appelliert wird, wenn man zur Wahl oder Abstimmung aufruft. Wie steht es bei uns in dieser Hinsicht? Gibt es nicht so und so viel Vorgänge in unserm Staatsleben, bei denen allerlei Minderwertigkeit mit am Werke ist, die damit zur Destruktion der Demokratie beitragen? Gibt es nicht Symptome dafür, daß uns der Sinn dieser Staatsform verloren gehen könnte? Die gegenwärtige Geschichte sollte uns eine Warnung sein. Als bloß äußere Institution wird sich die Demokratie nicht behaupten können. Sie gehört in bestimmte geistige Zusammenhänge hinein, aus denen allein sie ihre Begründung gewinnt, Zusammenhänge, die nicht ungestraft vergessen werden. Sie hat ihre Grundlage in gewissen letzten Wahrheiten. Und nur sofern deren Erkenntnis in der Demokratie lebendig bleibt, wird sie so betätigt, daß sie einen Anspruch auf geschichtliches Daseinsrecht behaupten kann. Eine geist- und sinnlose Demokratie, eine Demokratie, die nicht mehr bedeutet als eine Organisation der Interessenvertretung, wird —

wie so viel Anderes — von der Geschichte überholt werden. Und sie wird sich über dieses Schicksal nicht beklagen dürfen.

Unser Bemühen um Abklärung der Begriffe „Demokratie“ und „Persönlichkeit“ und ihrer Wechselbeziehung ist aus eben dieser Sachlage zu verstehen. Wir meinen den Nachweis geleistet zu haben, daß wir uns dieses Problem nicht selbst gestellt haben, sondern daß es uns von vergangener und gegenwärtiger Geschichte aufgedrängt wird.

Unsere erste Feststellung geht dahin: Diese beiden Begriffe sind nicht gleicher Ordnung. „Persönlichkeit“ ist die Grundlage der Demokratie. Demokratie beruht darauf, daß der Mensch als Persönlichkeit verstanden wird. Sie anerkennt ihn als Persönlichkeit, indem sie ihn zur Beteiligung am Staatsleben bezieht. — Was bedeutet aber „Persönlichkeit“? Wir wissen, daß wir uns die Besinnung auf diese Grundfrage nicht ersparen können. Wir wollen die Antwort auf diese Frage diesmal in einer vielleicht etwas ungewohnten Weise formulieren. — „Persönlichkeit“ ist der Mensch in seiner „Originalität“. Dieses Wort soll aber nicht in seiner geläufigen, wenig gehaltvollen Bedeutung verstanden sein. Nicht die individuelle Absonderlichkeit ist gemeint; nicht nur das Seltene und Eigentümliche, das man gemeinhin als „original“ bezeichnet! Wir gehen auf die Grundbedeutung des Wortes zurück, die auf eine „Ursprünglichkeit“ des Menschen hinweist. „Originalität“ soll uns an den überzeitlichen Ursprung des Menschen erinnern. Von ihm wissen auf ihre Weise die Philosophen viel zu reden. Überzeitlicher Ursprung des Menschen ist aber auch in der Bibel eine Grundvoraussetzung; von ihr aus wird der Mensch angesprochen. „Originalität“ soll uns von daher bedeuten, daß das Dasein des Menschen in erschöpfender Weise nicht zu verstehen ist aus seiner zeitlichen Bedingtheit, weder aus seiner Natur noch aus seiner Geschichte. Wie könnte es sonst eine so schwerwiegende Bewandnis mit dem Menschen haben, wie sie die Bibel überall zu verstehen gibt? Der Mensch existiert in Beziehung zu einem Jenseits, zu einem Ewigen, zu Gott — in gebrochener, aber nicht abgebrochener Beziehung! Und auf dieser Beziehung — die in Christus ihre Erfüllung findet — beruht die recht verstandene Persönlichkeit des Menschen. — Und „Originalität“, in der sich die Persönlichkeit zu erkennen gibt, bedeutet uns diejenige Bestimmtheit des Lebens, in der seine Ewigkeitsbeziehung in die Erscheinung tritt. D o r t tritt diese Beziehung nicht in die Erscheinung, wo das Leben in der Gebundenheit an irgend welche inneren und äußeren Bedingungen gelebt wird. Diese Bedingtheit kann rein individueller Art sein. Uns stehen aber heute im Vordergrund diejenigen Bedingtheiten, die von der Kollektivität her den Menschen total in Beschlag nehmen wollen. Es ist unnötig, uns über sie zu verbreiten. Solche Bedingtheiten rauben dem Menschen seine Persönlichkeit, indem sie ihn gefangen nehmen, als der nunmehr äußerlich der Macht des Staates, und innerlich gewissen bedrückenden Suggestionen des Gemeingeistes verfallen ist. Hier steht die

„Originalität“ des Menschen auf dem Spiele, auf deren Anerkennung er, wenn auf irgend etwas, ein Recht besitzt, — ein „Menschenrecht“. Er hat ein unverlierbares Recht darauf, nicht auf Grund von individuellen und sozialen Determinationen aller Art leben zu müssen, nicht gebunden durch Faktoren zeitlicher und innerweltlicher Ordnung, sondern leben zu dürfen auf Grund seines Ursprungs im ewigen Sein. In der „Originalität“ eines Lebens liegt die Auswirkung eben jener Beziehung, in der es auf den Ursprung alles Lebens bezogen ist. „Original“ wird ein Leben gelebt, das sich weder von natürlichen noch geschichtlichen Gegebenheiten, weder von psychologischen noch von soziologischen Voraussetzungen den Weg vorzeichnen läßt — so wenig es den Zusammenhang auch mit ihnen verlieren wird! Ein Leben, das weder unter der Suggestion der Gewohnheit, noch des Milieus, noch des guten oder schlechten Tons irgend eines Gesellschaftskreises gelebt wird! Das weder im Banne einer Tradition steht, noch unter dem Zauber moderner Schlagworte! Das seine Eigenständigkeit an keine menschliche Autorität preisgegeben hat, ohne doch darum Sklave des individuellen Gutdünkens geworden zu sein! „Original“ ist ein Mensch, der nicht von irgendwelchen gegebenen Tatsachen her existiert, sondern in der Konfrontation mit derjenigen „origo“, die einzig und ohne Vorbehalt so genannt werden darf; in der Bedingtheit durch jene einzig unbedingte Bedingung, die sich nicht durch Zeitliches bedingen läßt, sondern kraft ihrer Ewigkeit in die Zeit eingreift, um in ihr ihre Wahrzeichen aufzurichten. „Original“ ist menschliche Existenz, sofern sie der freien, in Verantwortung vor Gott vollzogenen Entscheidung Raum gibt — einer Entscheidung, die sich in freier Aufgeschlossenheit der Erkenntnis vollzieht, in einer nicht von der Umwelt her präjudizierten, sondern neuen und eigenen Sicht der Geschehnisse und Gegebenheiten von Natur und Menschenwelt. Das „originale“ Leben, in dem uns die Persönlichkeit in die Erscheinung tritt, hat Raum für Größe und Qualität; es bietet für alles Außerordentliche und für alles Wagnis die Möglichkeit. Es ist alles Andere als ein kleinbürgerliches Leben, indem es auch zum großen Wurf mindestens die Gelegenheit bietet. Aber darum ist es doch nicht ein Leben in der „Hybris“! Ausschweifung in die Hybris liegt allem persönlichen Leben freilich nahe. Aber sie entspringt nicht seiner innersten Notwendigkeit. Es liegt nicht im Wesen des persönlichen und originalen Lebens, daß es sich ins Halbgöttliche überhebt. Seine „Ursprünglichkeit“ bedeutet sowohl die Größe und Weite seiner Möglichkeiten, wie seine Begrenzung durch ein Übergreifendes, seine Bindung durch das göttliche Gebot, seine Bedingtheit durch Anfang und Ende aller Bedingungen.

Solche Bindung, solche Bedingtheit ist aber die Voraussetzung der Gemeinschaft, in der sie sich auswirkt. Es wäre wenig sinnvoll, Gemeinschaft zu fordern, Geist der Solidarität und des genossenschaftlichen Zusammenstehens zu predigen, ohne daß diese Anforderung in einer Erkenntnis der menschlichen Persönlichkeit ihre Grundlage hätte. Denn nur dann wird

klar werden, was „Gemeinschaft“ bedeutet, wenn es außer Zweifel steht, daß die Beziehung von Persönlichkeiten gemeint ist. Gemeinschaft baut sich auf nicht in einer materiellen Zusammenballung der Einzelnen zur Kollektivität, sondern in der Koexistenz der Persönlichkeiten. Daß aber das „Gesetz, nach dem du angetreten“, dir nicht nur von deiner individuellen Lebensintention, von deinem Genius oder Dämon auferlegt worden ist, daß sich in deinem Leben nicht nur individuelle Bestimmung, sondern etwas von göttlicher Berufung auswirkt — dies wird sich daran bewähren, daß dir das originale Sein der andern Persönlichkeit nicht verschlossen bleibt, daß du dich — so weit es sein darf — ihrem Existenzprobleme erschließt und dir ihre Frage zu eigen machst. Das Anliegen der Persönlichkeit übergreift so sehr allen bloßen Individualismus, daß Bejahung der Persönlichkeit auch Begründung der Gemeinschaft bedeutet. Persönliche Existenz enthält die wesenhafteste Verpflichtung, sich der Persönlichkeit zuzuwenden.

Wir haben zu umschreiben versucht, was uns „Persönlichkeit“ bedeutet. Wo haben wir aber Gelegenheit, ihr zu begegnen? Nirgends! Wir haben nicht zu erwarten, daß uns „persönliches Leben“ als solches irgendwo vor Augen tritt! Was gesagt worden ist, kann nur so verstanden werden: In dem beinahe zwangsläufigen Getriebe eines Lebens, das völlig im Banne individueller und sozialer Notwendigkeiten zu stehen scheint, gibt es einen Einschlag persönlicher, originaler Existenz. Nicht anders als in der unendlichen Verflochtenheit mit den Zwangsläufigkeiten des Daseins ist etwas von solcher Existenz wahrzunehmen. Etwas, das aber doch als die Auswirkung eines andern, weltüberlegenen Gesetzes zu erkennen ist! Und das dem Menschen seine Menschlichkeit verleiht.

Von der Persönlichkeit wollen wir wieder auf die Demokratie hinüberblicken. Sie bedeutet uns ja nicht nur ein politisches, sondern auch ein humanes Problem, sofern sie eine bestimmte humane und kulturelle Lebensatmosphäre schafft. In der demokratischen Verfassung liegt — wie wir angedeutet haben — eine Anerkennung der menschlichen Persönlichkeit, eine Anerkennung jedes einzelnen Menschen, der zur eigenen, selbständigen politischen Entscheidung aufgerufen wird. Damit wird seiner „Originalität“ freier Raum gegeben, daß er zum mitbeteiligten Subjekte einer staatlichen Entscheidung werden darf. Dies heißt „demokratische Freiheit“: Wert und würdig gehalten sein, solche verantwortliche Entscheidung — in der Ausübung des Stimmrechtes — zu vollziehen. „Demokratisch denken“ heißt aber über das politische Gebiet hinaus: Den Menschen in seiner Persönlichkeit gelten lassen; seiner „Originalität“ mit Aufgeschlossenheit, Teilnahme und Achtung begegnen; ihm in aller Unscheinbarkeit die menschliche Verbundenheit zu verstehen geben. Ein falscher Persönlichkeitsbegriff führt in die entgegengesetzte Richtung: Zum aristokratischen Hochmut eines Elitebewußtseins, zur Verachtung der „großen Menge“. Falsch ist solcher Begriff, wo er bloß einen Vorsprung an Lebensintensität und allerlei auszeichnende Eigenschaften bevorzugter Menschen ins Auge faßt, und wo in

dieser Auszeichnung eine Kulmination aller nur denkbaren Möglichkeiten und Wirklichkeiten gesehen wird. Ein Kultus der so verstandenen Persönlichkeit wird zur Menschenvergötterung und zur Menschenverachtung führen — zur Vergötterung der Ausnahme und zur Verachtung des Durchschnittes. Einem demokratischen Denken, das sich auf seine letzte Grundlage zurückbesinnt, wird aber menschliche Auszeichnung in einem bestimmten Lichte sichtbar werden. „Auszeichnung“ des Menschen wird ihm dies bedeuten, daß sein ursprünglich=ewiges Sein in seiner zeitlichen Existenz, als einer nun eben „originalen“ Existenz, in gesteigerter Deutlichkeit in die Erscheinung tritt. Eben darum wird demokratisches Denken die zeitliche Existenz und ihre Auszeichnung nicht mit einem Nimbus des Göttlichen umhüllen. Solche Auszeichnung wird ihm ein Wetterleuchten sein, von dem es weiß, daß das zündende Licht in weiter Ferne liegt.

Für demokratisches Denken wird es keine „Masse“ geben, die zur Persönlichkeit in Gegensatz treten könnte, nur eine Vielzahl von Einzelnen, die als Persönlichkeiten gesehen werden. Solche Sicht ist darum möglich, weil Persönlichkeit ja nicht auf Auszeichnung beruht, vielmehr auf der Ewigkeitsbeziehung des Menschen. Sie ist es, die von uns fordert, daß der Mensch als solcher in Ehren gehalten und nicht zum Mittel für die Zwecke der Gesamtheit erniedrigt wird. Es ist diese Ewigkeitsbeziehung, die die menschliche Persönlichkeit begründet; in ihr wurzelt seine Originalität. Durch größere Auszeichnung kann aber die Originalität des Menschen nicht größer werden; sie kann nur deutlicher in die Erscheinung treten. Es gibt eine beharrende Bestimmtheit des Menschen, die durch die Unterschiede menschlicher Bedeutung nicht in Frage gestellt wird. Es gibt eine Gleichheit der Menschen, die mit ihrer Ungleichheit Hand in Hand geht. Ungleichheit, die auf Unterschieden der Auszeichnung beruht, hebt die ewige Voraussetzung aller Humanität nicht auf. Darum wird demokratische Gesinnung trotz solcher Ungleichheit auch dem bescheidensten Gliede der Gemeinschaft mit Respekt begegnen.

Seien wir dankbar, daß im allgemeinen Umgangsstone unseres Landes etwas von diesem Respekte immer anklingt! Daß wir weder aneinander hinaufzusehen, noch aufeinander herabzusehen gewohnt sind, vielmehr die Gabe haben, uns geradehin ins Auge zu sehen, bereit, auf der Basis eines human begründeten Bürgertums jedermann gelten zu lassen und zu achten in dem, was er ist, ohne den Dünkel der feudalen oder der intellektuellen Elite. — Ob sich dagegen in der Schweiz die ökonomische Vorzugsstellung nicht im Sinne fragwürdiger Respektierungen auswirkt, dies ist eine naheliegende und für die Zukunft unserer Demokratie sehr ernste Frage.

Für die Schweiz liegt im Allgemeinen eher darin ein Problem, ob von Seiten der großen Mehrheit den sich abhebenden, überlegenen Einzelnen eine Lebensmöglichkeit gewährt wird. Für das Umgekehrte, daß die große Mehrheit in Ehren gehalten wird, ist besser gesorgt! Darin liegt freilich eine Gefahr der Demokratie, daß sie im Sinne einer allgemeinen

Gleichmacherei verstanden wird, indem sie es ungern sieht, wenn Einzelne aus dem Durchschnitt heraustreten. Daraus ergibt sich dann jene Atmosphäre von Kleinbürgerlicher Gewöhnlichkeit, die allen stärkeren Persönlichkeiten unerträglich werden muß; jene Luft von Ressentiment, in der man mißtrauisch wird, wo nur Einer eigene Wege geht; jene Tendenz zur kleinlichen Bemängelung von qualitativen Leistungen, deren Urheber schon aus dem Grunde in Nachteil geraten kann, weil er ein Einheimischer ist, mit dem es von vornherein nicht „weither“ sein kann!. In derjenigen Demokratie wird freilich eine üble Stidluft entstehen, in der der „kleine Mann“ sich selbst zum Maße aller Dinge macht. Und besonders dann, wenn nach diesem Maßstabe die Behörden bestellt werden! Denn der Durchschnittsbürger meint dann das Recht und die Pflicht zu haben, Männer zu wählen, die nach Möglichkeit seinem eigenen Maße entsprechen.

Damit wird aber aus der demokratischen Gleichheit eine falsche Folgerung gezogen. Eben der Respekt vor der Persönlichkeit verlangt, daß auch die überlegene Begabung und die hervorragende Leistung zu ihrer Auswirkung kommen darf — als besondere Bezeugung menschlicher Originalität. Die Demokratie erlaubt zwar keine Verachtung der „Viel-zu-Vielen“. Es besteht aber auch ein Gegenrecht, das die „Viel-zu-Wenigen“ geltend machen können. Der verborgene Neid auf die überlegene Fähigkeit darf in der Demokratie nicht das Feld beherrschen, und vor Allem nicht verhindern, daß der fähige Mann an die ihm gebührende Stelle gelangt. Auch in dieser Hinsicht, in der die Gefahr der Benachteiligung einer wirklichen Elite droht, ist die Demokratie darauf angewiesen, daß sie die Persönlichkeit anerkennt. Und dies bedeutet an dieser Stelle: Daß sie eine reichere Befundung menschlicher Originalität dankbar entgegennimmt. Deren besondere Begabung soll sie zu würdigen und zu verwerten wissen, besonders auch auf dem Gebiete staatsmännischen Könnens, das in der Demokratie so leicht dem Durchschnitt ausgeliefert ist! Auf „Freiheit“ darf auch der mit Gaben Bevorzugte Anspruch erheben — auf die Freiheit zu dem, worin sich in ihm die originale Existenz auswirkt!

Auf die Grundwahrheiten des Liberalismus darf auch die Demokratie der Gegenwart nicht leichtfertigen Verzicht leisten. Auch in der wirtschaftlichen Organisation sollte sie den Menschen nach Möglichkeit nicht zum Bestandteil eines Räderwerkes machen, sondern Raum lassen für die Auswirkung originaler Existenz, die sich in originalem Schaffen äußern darf, und vor Allem auch für die freie Kooperation in genossenschaftlichem Zusammenwirken. Gibt es doch ein „Menschenrecht“, das dem Menschen das Recht verleiht, an seinem Lebenswerke selbst beteiligt zu sein und ihm, so weit es sein darf, selbst seine Gestalt zu geben. Dieser Spielraum für originales Tun kann in den gegenwärtigen Verhältnissen freilich nicht eben reich bemessen sein. Vom Interesse der Kollektivität sind die Menschenrechte scheinbar verdeckt und verschüttet worden. Allein die ganze gegenwärtige Wendung des Staates zu einer straffereren sozialen Regelung

hat doch nur dann einen Sinn und ein Recht, wenn sie dem Menschen mit Schutz und mit Hilfe beistehen will — demjenigen Menschen, der durch eine schrankenlose Auswirkung der wirtschaftlichen Energien in seiner originalen Existenz vernichtet würde, der dem Egoismus von Einzelnen und von Verbänden zum Opfer fallen würde, wenn sich nicht der Staat seiner annehmen wollte. Wirtschaftliche Neuordnung darf nicht eine grundsätzliche Preisgabe des Einzelnen an die Kollektivität bedeuten. Sie soll einer Wahrung der Menschlichkeit dienen, die nicht nur Wenigen, sondern der großen Vielheit der Einzelnen zu Gute kommt.

Das Problem vom „Demokratie und Persönlichkeit“ ist, wie wir sehen, ungeheuer komplex. Wo die Demokratie recht verstanden wird, will sie dem Menschen geben, was ihm gebührt. Was ihm aber gebührt — dies liegt nicht eben auf der Hand! Daher die Gefahren, die von allen Seiten lauern: Hier das Abgleiten in ein Massenbewußtsein; dort die Vergötterung des genialen, faszinierenden Einzelnen. Hier die Gefahr, die vom kleinbürgerlichen Durchschnitt her droht; dort die andere, die im begabten Demagogen verkörpert ist! Hier wie dort die Gefahr des Umschlagens der Demokratie in einen Zustand, in dem die Persönlichkeit zu nichts gemacht wird! Es mag uns nun wohl gelungen sein, diese Gefahren — oder vielmehr: diese eine Gefahr! — zu Gesicht zu bringen, die Begriffe gegeneinander auszumägen, und zwar so, daß wir uns im Großen und Ganzen zurechtfinden. Wir haben uns klar gemacht, daß die demokratische Gleichheit dann zu dem trostlosen Einerlei menschlicher Massenexistenz führen muß, wenn sie nicht darauf beruht, daß die Menschen in der Gleichheit ihrer Ewigkeitsbeziehung anerkannt werden, einer Gleichheit, die dem Leben der Persönlichkeit Raum gewährt! Und wir wissen, daß die Freiheit der Persönlichkeit dort zur Dämonie entarten muß, wo sie selbstherrlich das Leben an sich reißt, verfallen ihrem eigenen Genius, der sie unfähig macht, den andern Menschen, und noch weniger die Vielzahl der Menschen auch nur in den Blick zu gewinnen.

Allein wir geben uns keinen Illusionen hin. Denn was haben wir mit solchem Wissen Entscheidendes gewonnen? Ein Stück sozialer Ethik, das seine Stelle und seinen Wert hat, aber nicht in seiner Vereinzelung, abgelöst von den Wahrheitszusammenhängen, in die es hineingehört! Nicht abgelöst von den Zusammenhängen der Wirklichkeit, in der wir stehen! — Versetzen wir uns von unsern grundsätzlichen Betrachtungen zurück in die Wirklichkeit von Volk und Staat! Wo gibt es zwischen Demokratie und Persönlichkeit solche Abklärung der Sachlage, solche Ausgewogenheit der Ansprüche und ihrer Erfüllung, wie sie in einer vollkommenen Demokratie in die Erscheinung treten müßte? Solchen Ausgleich, bei dem im tiefsten Sinne „Jedem das Seine“ gegeben würde? Einen Ausgleich, wie er erforderlich wäre, wenn die Demokratie wenigstens von innen her vor den drohendsten Gefahren bewahrt bleiben sollte? Nirgends! Und wir

können nicht gewärtigen, dieser vollkommenen Demokratie je zu begegnen! Denn es geht über das Vermögen der wirklichen Demokratie, wie überhaupt über menschliches Vermögen, in Tat und Wahrheit über die formalen Ordnungen hinaus dem Menschen gerecht zu werden — dem Menschen von kleinem und von großem Formate, von bescheidener und von reicher Ausrüstung! Auch die beste Demokratie wird nicht im Stande sein, in ihrer alltäglichen Auswirkung den Menschen wirklich in Ehren zu halten. Allzu schwer ist das Problem menschlicher Gemeinschaft, als daß eine gute, als daß eine ausgezeichnete Staatsverfassung seine Lösung gewährleisten könnte.

Was sagen wir nun, wenn wir dieser Sachlage klar ins Auge sehen? Zunächst dies, daß die hier dargelegten Gedanken nicht etwas in sich selbst Beruhendes, in sich selbst Beschlossenes bedeuten sollten. Sie gehören in einen Zusammenhang, in dem allein die von uns hochgehaltenen Begriffe ihre volle Bedeutung und ihre Kraft besitzen — in einen Zusammenhang, der sich nicht nur auf der Ebene einer sauberen Begriffsbildung entfaltet, weil er im tiefsten Grunde ein Zusammenhang des Glaubens ist! Ein Zusammenhang, der sich darum auch im Leben auswirken muß! Und in dem allein das Versagen unserer Erkenntnisse tragbar wird, auf das wir eben hingewiesen haben — ihr Versagen und Scheitern an der Realität des Volks- und Staatslebens! Auf solchen Glaubenszusammenhang ist am Ende auch unsere Demokratie angewiesen, wenn sie trotz ihrer Gebrechen bestehen soll — auf einen Hintergrund von Wahrheit, die nur im Glauben ergriffen wird, und die allein einen Halt und ein Gegengewicht gegen die Wirrnisse des Vordergrundes menschlichen Daseins bieten kann.

Es kann uns nur tröstlich sein, daß mit dem Gesagten über „Demokratie und Persönlichkeit“ das letzte Wort noch lange nicht ausgesprochen ist. Denn wir wären dann stehen geblieben bei dem erschütternden Schauspiel eines Auseinanderbrechens der Persönlichkeit in das, was sie in ihrem ewigen Seinsgrunde ist, und ihrem Eintreten in die Zeit und die Sichtbarkeit, in unser wirkliches Dasein, wo sie ihre „Originalität“ in einer nur allzu fragwürdigen Weise zu erkennen gibt. Und mit der Persönlichkeit scheint uns auseinanderzubrechen auch die Demokratie, die ja in ihrem geschichtlichen Dasein, in der wirklichen Gestalt, in der sie uns Allen gegenwärtig ist, ihren ursprünglichen Sinn nur allzu kraß verleugnet.

Ein „letztes Wort“ über die Persönlichkeit, und damit auch über die Demokratie, ist aber ausgesprochen und uns angeboten. Ein Wort, in dem jenes Versagen und Scheitern unserer Erkenntnisse aufgehoben und beglichen ist! Ein Wort des Glaubens von der ungebrochenen Persönlichkeit, in der die der Zeit und der Welt verfallene Person wieder aufgenommen ist in die göttliche Vollendung. Das Wort von Christus. —

Unsere Demokratie tut wohl daran, sich auf ihre Grundlagen neu zu besinnen. Aber sie sollte in dieser Rechenenschaft von ihrem Sinn und Werte nicht stehen bleiben bei guten Parolen und wohlklingenden Stich-

worten. Weil sie so äußerst angefochten ist, sollte sie wissen von dem Fluche geschichtlichen Daseins und von der Lösung dieses Fluches; sollte sie Sorge tragen um die letzte Beglaubigung und Bewährung ihrer Menschenrechte; sollte sie bitten um die Bestätigung ihres Bundesbriefs.

### **Bauern Dank im Herbst.**

Von Alfred Huggenberger.

Das Jahr hat seine Fahnen gesenkt.  
Es hat uns in Treuen versorgt und beschenkt,  
Es lehte die Flur mit Regen und Licht,  
Schweigend, als wär' ihm Güte Pflicht,  
Es hat gezürnt, gepoltert, gelacht,  
Es hat aus Samen Frucht gemacht.

Wir treten dankend vor Gottes Thron,  
Wir danken für des Fleißes Lohn,  
Für Gut und Gabe in Speicher und Spind,  
Wir danken für Mondnacht, Tau und Wind,  
Für alle Wunder, die uns erblüht —  
Wir danken mit erhobnem Gemüt,  
Daß Glück uns reiste im rüstigen Tag,  
Das heilige Müh nur zu heben vermag.

Erde, du schenkst uns mehr als Brot,  
Du schenkst uns die Kraft, die nie verlohrt,  
Du schenkst uns den zähen Bauernmut  
Im Morgenhauch, in der Mittagsglut,  
Den Glauben, daß wir geborgen sind,  
Mann, Fraue, Kind und Kindeskind.

O Acker der Heimat, oft versehrt,  
Du Feld, das unsre Väter genährt,  
Was hast du erlitten an Last und Leid —  
Du hast überwunden, du bist geseit!  
Der Landsknecht stolperte durch das Korn,  
Versengt die Garbe, verschüttet der Born,  
Erstorben des Feierabends Lieder —  
Du hast getröstet: Ich spende wieder! . . .